



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eyssenhardt, F.: Georg von Bunsen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

druck. Ich kam von Brüssel, vollgefogen von libre esthétique und art nouveau, und fuhr nach Holland hinein. Kurz vor Dordrecht, nahe an der Bahn, lag ein riesiges Gebäude mit einer weithin leuchtenden Inschrift. Es war eine Fabrik von künstlichem Guano, und die Aufschrift sagte: Internationale Kunstmest. Ich mußte herzlich lachen, und der Leser verdenkt es mir hoffentlich nicht, daß ich ihm das bei diesem Anlaß erzählt habe.

U. P.



Georg von Bunsen



er sonderbare Titel des kürzlich erschienenen Werkes Georg von Bunsen, ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen (Berlin, Wilhelm Herz), erweckt insofern eine schiefe Vorstellung von seinem Inhalt, als der Held weder je den Anspruch erhoben hat, ein ebenbürtiger Gegner Bismarcks zu sein, noch auch überhaupt ein leidenschaftlicher Feind des Kanzlers war. Bunsen war ein ehrenhafter, tüchtiger und liebenswürdiger Mann von ausgebreiteter Welt- wie Lebenserfahrung und vielseitigem Wissen, dem es seine unabhängige Lebensstellung erlaubte, sich ganz seiner politischen Bürgerpflicht, wie er sie auffaßte, zu widmen, und der sein warmes Herz bei zahlreichen energisch und zum Teile auf Kosten der eignen Gesundheit betriebenen Wohlthätigkeits- und Wohlfahrtsbestrebungen glänzend bethätigte. Für seine Laufbahn und für alle seine politischen Bestrebungen sind die Ansichten seines von ihm leidenschaftlich geliebten und hoch verehrten Vaters, des Gesandten, bestimmend gewesen, der die schlimmste Zeit der mit dem Muckertume verquideten politischen Reaktion in Preußen mit den Worten bezeichnet hat: „Von Hengstenbergs Studierzimmer aus, durch Gerlach, geht alles auf Verdummung und Verfinsterung los; man wird diese trübe Zeit des geistreichsten Königs des Jahrhunderts noch viel ärger beklagen und verurteilen als die Wöllners; alles hat zugleich den reaktionären und politischen Charakter der Junkerpartei; nur Heuchelei und wahrer Unglaube wird durch dieses unselige System gepflanzt, und die leidenschaftlichste Reaktion vorbereitet; mit Garden und Polizei kann man ja politisch thun, was man will — so lange es dauert; allein die Knechtung des Geistes hat der Deutsche nie ertragen, und sein Fluch folgt durch alle Jahrhunderte denen, die sie gesucht haben.“

Diesen Standpunkt bewahrte er während der Konfliktzeit und der darauf folgenden Epoche, die im wesentlichen die Signatur Bismarcks trägt, und gab ihr als Parlamentarier besonders in den Phasen der innern Politik mehr oder weniger lebhaften Ausdruck, während deren sich der Kanzler von der liberalen Partei abzuwenden schien. Dabei war aber Bunsen viel zu vorurteilsfrei und gescheit, als daß er sich je auf blinden Fraktionsfanatismus eingelassen hätte. Am bezeichnendsten dafür ist, was er am 19. August 1885 einem seiner Brüder schreibt (S. 293): „Ich verlasse die Politik aus Gesundheitsrücksichten, habe aber erklärt, daß ich mich nötigenfalls wieder auf einer Bahre hereintragen lassen würde, wenn sie Eugen Richter herausgeworfen hätten.“ Und einige Monate später schreibt er einem befreundeten Engländer: „Mehr und mehr empfand ich, daß die

Freisinnigen mich nur noch aus persönlicher Achtung duldeten. Mit Ausnahme des Freihandels waren wir fast immer anderer Meinung: vielleicht taktische Fragen, aber wenn sie perorieren [das englische perorate, deutsch perorieren] wollten, ohne die Initiative zu ergreifen, wollte ich drängen, vorschlagen, trotz Niederlagen zum Volke sprechen, das anfang zu glauben, daß wir kein Programm mehr besäßen.“

Daß er im Jahre 1862 von Bismarck (S. 194) schreibt, er sei verwegen und ohne Grundsätze, sein Thun werde sehr sorgfältig verfolgt werden müssen, man könne sich einen solchen Abenteuerer, einen solchen Hazardspieler gar nicht vorstellen, war eben damals die allgemeine Meinung des großen Publikums. Am 2. Februar 1873 schreibt er dagegen (S. 255): „Ich ließ meinen Umschlag [früher durfte man Couvert sagen] offen, um dir noch über den Abend bei Bismarck zu berichten. Das Mittagessen und alles war durchaus anständig herrschaftlich, nach Tische zogen sich die Damen zurück, und wir Herren gruppierten uns um den Kanzler. Dort saß er in strahlender Lebenswürdigkeit, seinen Generalsrock offen, den leuchtenden Schwarzen Adlerorden mit Brillanten vom Rauche seiner langen Pfeife umqualmt. Da saß er und sprach und sprach, gewiß über anderthalb Stunden, stets interessant, oft indiskret, ohne jemals sein Ziel aus den Augen zu verlieren, nämlich uns zu zeigen, daß er wieder zufrieden in die Zukunft schaue, daß er alle Parteien mit sich selbst und seiner Führung auszuföhnen hoffe; vor allem aber lag ihm daran, darzulegen, wie gänzlich er seinem königlichen Herrn ergeben sei. Sein Gespräch ist sprühender [im Originale wohl more sprightly, also lebhafter] als das irgend eines Deutschen, der mir jemals vorgekommen ist, mit alleiniger Ausnahme meines Vaters, der mehr Einbildungskraft und einen höhern sittlichen Gesichtspunkt besaß.“ Wer will es dem Sohne verargen, wenn er den Vater sogar über Bismarck stellt?

Sechs Jahre später ist seine Stimmung umgeschlagen, und er vergleicht Bismarcks innere Politik zu ihrem Schaden mit der — Gladstones! Da (S. 284) heißt es: „Die Auflösung war gut erdacht. Ich meine: die Analogie mit den englischen Wahlen von 1874 wird Bismarck vorgeschwebt haben. Auch er hat sich aus allen Verstimnungen, die eine Zeit rüstiger Reformen hervorruft, einen Strick zu drehen begonnen, um daran die Nationalliberalen aufzuhängen. Der Unterschied wäre nur etwa der, daß es sich in England um Gladstonische Reformen, hier um Bismarckische handelte!“

Leider hat sich die Verfasserin in der Auswahl des von ihr Mitgeteilten eine große Beschränkung aufgelegt: obgleich, wie sie (S. 181) sagt, die Politik seit dem Jahre 1862 den Mittelpunkt des Daseins ihres Vaters bildete, meint sie, das Interessanteste dürfe heute noch nicht veröffentlicht werden; aber es bleibt doch noch genug Lesenswertes übrig, wie z. B. die unvergleichliche Szene am 19. Mai 1862 (S. 185), deren Komik übrigens Bunsen selbst — wie manchmal auch sonst dem zunächst Beteiligten — kaum zum rechten Bewußtsein gekommen zu sein scheint.

Zu seinem Erstaunen erhielt nämlich Bunsen eine Einladung zur königlichen Tafel und fand sich im Vorsaale mit Standesherrn, kommandierenden Generalen und drei Ministern zusammen. Daß ein oppositioneller Abgeordneter in dieser Versammlung nicht mit großem Entgegenkommen behandelt wurde, läßt sich denken.

Um 4^{3/4} Uhr trat König Wilhelm in den Vorsaal. Als er Bunsen erblickte, sagte er lächelnd:

Ah, Sie sind ja Deputierter. Wissen Sie, was ich aus Ihnen machen will? Meinen Kriegsminister. Sie reden ja über militärische Fragen, Dauer der Dienstzeit usw. gerade, als wenn Sie nie etwas anderes getrieben hätten.

Bunsen: Es ist nicht meine Art, über Dinge zu sprechen, die ich nicht verstehe: deshalb habe ich mir die technische Frage vom Leibe gehalten. Als aber die

Leute [seine Wähler in Bonn] durchaus wissen wollten, was ich für das beste Mittel zum Sparen hielte, gab ich die Majestät bekannte Antwort, daß mit zweijähriger Dienstzeit am meisten gespart werden könne.

Der König: Nun, wovon man nichts versteht, darüber schweigt man.

Nach Tisch mußte der König wieder an ihm vorbei gehn und fragte ihn nach dem Befinden seiner Mutter. Dann redete er andre Gäste an, und die einzelnen Gespräche dauerten so lange, daß sich Bunsen gründlich langweilte. Als sich der König zuletzt ihm wieder näherte, wollte er es ihm möglichst leicht machen, ihn zu übergehn, und stellte sich, ganz versunken in den Anblick des Schildes und des Helmes, die ihm zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum geschenkt worden waren, hinter zwei Herzöge. Aber der König, offenbar um ihn in seiner unerschöpflichen Gütmütigkeit für die vorherige unfreundliche Behandlung durch die andern Gäste zu entschädigen [dieses Gefühl hatte Bunsen selbst], schritt auf ihn zu, zeigte ihm die Kunstwerke und erzählte, daß sie der König selbst gezeichnet habe — alles auf das Liebenswertigste. Während des Sprechens drehte sich der König halb um und rief laut:

Gröben, Sie kennen ja Bunsen, kommen Sie mal her.

Gröben: Ei gewiß, Teurer, gewiß, Majestät, ein so lieber und vortrefflicher und gescheuter Mensch!

Der König: Nun nehmen Sie ihn mir einmal tüchtig in die Mache, Sie und General von Brandt. Bunsen, Sie kennen doch Brandts Buch? Lesen Sie es ja, und kommen Sie mir nicht wieder mit der zweijährigen Dienstzeit. Gröben, lassen Sie ihn nicht los!

* * *

So interessant als Beitrag zur Zeitgeschichte das Buch auch ist, so wird man doch sachlich wie formell manche Ausstellungen zu machen geneigt sein. Wie soll man verstehen, was Seite 126 von der Kaiserin Augusta gesagt wird: „Es leben noch manche, die sie gut gekannt haben, und zwar nicht nur die Kaiserin, nicht nur die Königin, sondern vor allem die geistig weit höher stehende Prinzessin von Preußen.“ Nicht weniger dunkel ist die Behauptung (S. 181): „In der Kunstgeschichte widerfährt heute den Meistern der Vollendung sehr häufig ein Unrecht. Wir wissen, wie schädlich ihr Einfluß wirkte, wie schlimm der unmittelbar auf sie folgende Verfall [war oder wirkte?], wir wissen, wie lange es dauerte, ehe die Rafaelsche und Michel Angelesque Schule überwunden werden konnte.“ — Seite 271 wird behauptet, Bunsen habe der sogenannten Griechheit in Berlin seit „dem Beginn des Vereins“ angehört, während die Ursprünge der Gesellschaft in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zurückreichen.

Wenig erfreulich ist die überall hervortretende Vorliebe für alles Englische. Die Verfasserin macht sich ganz die Worte ihrer (englischen) Großmutter zu eigen, die sie (S. 27) so übersetzt: „Der Mangel feinerer Bildung ist der geringste Vorwurf, den ich der deutschen Frauenerziehung mache. Weit verhängnisvoller ist die fehlende Selbstbeherrschung, Offenheit und Aufrichtigkeit: jungen [so!] Mädchen lehrt man Verstellung, um nicht anzustoßen, lehrt man Einschmeichelung, um zu gefallen. Wie viel besser die Schulung guter Formen, die auf dem christlichen [wie alles in England] Grundsätze beruht, niemanden zu kränken, womöglich andern die günstigsten Beweggründe zuzuschreiben und alles wirklich Schlechte mit Geduld und Sanftmut zu ertragen. Wie viel besser, keine Herrschaft zu erstreben, aber sich gern einer berechtigten Autorität zu fügen, ein Grundsatz ehelichen Gehorsams, den ich niemals bei deutschen Frauen, oft aber bei den Frauen andrer Nationen gefunden [so!].“ Triumphierend wird denn auch (S. 104) der Aus-

spruch Motleys angeführt, daß die Londoner Gesellschaft die glänzendste und gebildetste der Welt sei, und der schon im Jahre 1852 unvermeidliche und seitdem immer unentrinnbarer gewordne Max Müller bescheinigt dem damaligen preußischen Kronprinzen (S. 128): „Rasch erfaßte er die Vorteile des englischen Universitätswesens, besonders was das Collegenystem und die direkte Unterweisung des Lehrers betrifft.“ Wie schade, daß Goldstücker nicht mehr lebt: er allein könnte uns vielleicht dieses dunkle Wort deuten.

So sieht uns denn im Stil besonders der aus der Sprache der Mutter und der Großmutter der Verfasserin übersetzten Stücke immer Altengland ins Gesicht. Seite 189 heißt es: „Alle, die viel in England ausgegangen [went out]“ statt in Gesellschaft gegangen sind, Seite 191 „in das Herz meiner Söhne den Wunsch zu erwecken,“ Seite 195 ist Bismarck der Durchseher der deutschen Einheit, Seite 208 „dieser Plan gefiel nicht der Regierung,“ Seite 213 „im Gespräch war er sehr lebhaft und nicht ohne französische Genauigkeit [precision],“ Seite 216 „sie übersiedelten nach der Hauptstadt,“ Seite 242 „es läge ein Vorwurf in der Behauptung, daß England ihr germanisches Erbrecht vergäße und lateinischer in ihren Anschauungen würde,“ Seite 246 „jeder beleidigte ihn als Spionen,“ Seite 254 schreibt Bunsen seiner Frau: „Mein geliebter Ratgeber [counsolor],“ Seite 272 rühmt Kaiserin Augusta, daß ihr Privatsekretär F. Brandis „sie ganz auf dem Laufenden der Lage setzte,“ Seite 274 „Professor Thauler von dieser [of this] Universität,“ nämlich der von Kiel, wo sich Bunsen gerade aufhielt, Seite 321 „mein Vater überhörte [overheard] einen Deckoffizier,“ Seite 323 „in Mentone ward ihm anregender Verkehr mit dem Comte Foucher de Careil, dem frühern französischen Botschafter, und dem feinen Kenner und Übersetzer von Schopenhauer und Hegel zu teil“ [sind das drei Personen oder eine und dieselbe?], Seite 330 „die eisern dünkende Persönlichkeit Stanleys,“ Seite 343 „als eine Schwägerin in England auf den Tod lag,“ und ebenda „er ließ es sich nicht nehmen, einem neben uns sitzenden Ehepaar auf alles Interessante aufmerksam zu machen.“

Die politischen Ansichten der Verfasserin brauchen uns schließlich nicht weiter zu interessieren, wenn sie nicht einmal symptomatisch für den Standpunkt wären, den die ihrem Vater mehr oder weniger nahe stehenden Kreise zu seiner Lebenszeit einnahmen und noch heute einnehmen, und wenn man nicht fürchten müßte, daß ihre tatsächlichen Mitteilungen tendenziös gefärbt sind. Gern wird man freilich glauben, daß der Prinz von Preußen im Jahre 1843 (S. 55) bemerkt hat, daß den [so!] Prinzen zu seiner Zeit kein Latein gelehrt worden sei, wenigstens hätten sie es nie gekonnt, wobei selbstverständlich der grobe Sprachfehler nicht auf sein Konto kommt — aber was soll man dazu sagen, wenn (S. 284) erzählt wird: „Als ein Telegramm dem Fürsten Bismarck die Nachricht des Hübelschen Attentats auf den Kaiser brachte, schlug er energisch auf den Tisch und rief aus: Jetzt haben wir sie! — Die Sozialdemokraten? fragte einer der Umgebung. — Nein, die Liberalen.“ Diese Klatschgeschichte ist in den verschiedensten Formen, aber niemals mit Anführung eines greifbaren Gewährsmannes erzählt und vielfach geglaubt worden. Als sie auch Unruh (S. 362 seiner in Buchform herausgegebenen Erinnerungen) erwähnte, ist sie auf Veranlassung Bismarcks als vollständig erfunden bezeichnet, und dieses Dementi mehrfach energisch wiederholt worden. Vorläufig wird kein ernsthafter Mann dem Geschwätz unbekannter und nicht verantwortlicher Leute mehr Glauben schenken dürfen, als dem Worte des Fürsten Bismarck.

Aber der Haß gegen Bismarck treibt noch ganz andre Blüten: Bismarck ist nur die Inkarnation des „neudeutschen Geistes“ (S. 195). Den Inhabern oder Vertretern dieses Geistes ist (S. 197) „fremd das Edle, Wahre, Schöne, soweit es

sich nicht auf ihr Selbst bezieht; Menschenwürde, Menschenliebe, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Mitleid, der Glaube an eine allmähliche höhere Entwicklung — es sind ihnen verderbliche, wenn nicht lächerliche Phrasen.“ Am diese Behauptungen noch schmachhafter zu machen, folgt (S. 198) eine weitere Erläuterung, deren Schönheit wir durch keinen Widerspruch oder Kommentar abschwächen wollen: „Ich möchte diesen herrschenden Geist den märkischen im Gegensatz zum deutschen nennen. Er birgt keine fremden Zuthaten, aber ihm fehlen nur allzuvieler der tiefsten, schönsten und auch wichtigsten Elemente des deutschen Wesens. Die Mark ist gewiß ein achtungswerter Gau des Reichs, aber dem Land fehlt viel, das zwar Kezer nicht verbrannte, aber keine Märtyrer gebär [so!], an dessen Thore [so!] als häufige Inschrift jener brutal praktische Spruch [den die Verfasserin überhaupt nicht verstanden hat] zu lesen ist: Wer seinen Kindern giebt das Brot und leidet [so, mit Auslassung von: im Alter] selber Not, den schlag man [so!] mit dieser Keule tot. Kernige, schlechte Eigenschaften sind auch keineswegs mit diesem Geist zu verwechseln. Unser alter Kaiser, Moltke, Blicher waren das Gegenteil von phantastischen Idealisten, sie waren aber entschieden deutsch, nicht märkisch.“

Wir von unserm Standpunkt aus finden diese schlimme märkische Gesinnung in zwei Vorkommnissen betheilt, die Georg von Bunsen selbst begegnet sind. Nach dem österreichischen Kriege ging er (S. 224) mit einem hohen Beamten zusammen ins Abgeordnetenhaus, der ihm von einem in dem Hinterhause seines Hauses wohnenden jungen Handwerker erzählte. Er machte von den Entbehrungen im Feldzuge kein Aufhebens, gab aber zu, daß er und seine Kameraden am Tage von Königgrätz nicht zum Essen gekommen waren. „Aber ich bitte Sie, man gab Ihnen doch wohl Gelegenheit zum Abkochen?“ „Ja, aber gerade als wir soweit waren, kam ein Adjutant an; unsre Brigade war zweimal zurückgeschlagen worden, und so mußten wir, ohne geessen zu haben, wieder drauf los.“ „Wie in aller Welt konntet ihr denn das leisten, das war doch nicht menschenmöglich!“ „Das thut die Liebe,“ erwiderte der Handwerker. — Im Jahre 1870 fuhr Bunsen (S. 233) als Vorsitzender des Asylvereins für Obdachlose auf der Suche nach einem Bauplatze vier bis fünf Stunden herum und fragte zuletzt den Droschkenkutscher, was er ihm schuldig sei. Der Kutscher hatte gemerkt, daß es sich um einen wohlthätigen Zweck handelte, und erwiderte mürrisch: „Zeben Se mir en Thaler,“ also etwa den vierten Teil des ihm Zukommenden. Und dabei hielt er vor dem Hause, das sich Bunsen in einer der teuersten Gegenden von Berlin gebaut hatte!

Diese beiden Züge zeichnen die Berliner und die Märker, wie sie in Wahrheit sind.

Wenn Bismarck so behandelt wird, wie wir vorher mitgeteilt haben, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß es von dem leidenschaftlichen Patrioten, dem warmherzigen und wahrheitsliebenden Treitschke heißt (S. 84): „Wie machtlos stehn wohlwollend und gerecht angelegte Naturen der versengenden Leidenschaft des Renegaten, der Bitterkeit des von der Natur hart behandelten Mannes gegenüber,“ eine Ausrufung, die an Pointe noch erheblich dadurch gewinnt, daß kurz vorher gesagt war: „Niemand wird von mir erwarten, daß ich mich gegen einen Heinrich von Treitschke, besonders gegen einen Toten, auflehne.“ Will man wissen, wie man in manchen Kreisen Deutschlands das Ausland dem Vaterlande gegenüber bevorzugt, so mag man mit dem über den großen Historiker gesagten die enthusiastische Bewundrung (S. 106) Carlyles vergleichen, des unerträglichsten und ungerechtesten Geschichtschreibers, den es wohl je gegeben hat, „des greisen Seherz,“ von dessen Ehe es heißt, ihre Tragik stempelte die Bände von Froudes Biographie zu den ergreifendsten menschlichen Urkunden: ein gewöhnlicher Sterblicher wird in

dieser Ehe nichts weiter sehen, als die Vereintigung zweier von jeder Liebe und jeder Liebenswürdigkeit entfernten Menschen, die sich an hypochondrischer Selbstquälerei gegenseitig überboten, und deren gemeinsames Leben gleich damit anfang, daß die Gattin ihr Vermögen — ihrer Mutter überwies! f. Eysenhardt



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Benachteiligung der Landwirtschaft durch die Flottenvorlage. Am Schluß des Artikels über die Flottenvorlage in Heft 16 der Grenzboten vom 19. April wurde schon auf die beklagenswerte Erscheinung hingewiesen, daß sich die sogenannten staatsverhaltenden Parteien durch die agrarische Strömung haben verleiten lassen, unter der ganz unhaltbaren Voraussetzung, die Flottenvermehrung schädige die Landwirtschaft, von den verbündeten Regierungen die Gewähr einer Maximalpräsenzzahl für Heer und Flotte und die Zusicherung einer Erhöhung der Schutzzölle auf landwirtschaftliche Erzeugnisse, gleichsam als Entgelt für die Bewilligung der Flottenvorlage zu verlangen. Die erste Sitzung der Kommission nach den Osterferien am 25. April hat sich nun besonders mit dieser Frage befaßt und einen überaus traurigen weitem Beweis dafür geliefert, wie sehr der übermächtig gewordne Einfluß des einseitigen Agrariertums die Unbefangenheit und die Gründlichkeit des Urteils, die Sachlichkeit der Entschlüsse und schließlich doch auch das patriotische Verantwortlichkeitsgefühl in den Reihen der Konservativen, des Zentrums und der Nationalliberalen zu beeinträchtigen droht.

Zunächst waren die Versuche in der Sitzung vom 25. April beachtenswert, wenigstens den Schein eines Beweises für die grundlegende und in gewissem Sinne unerläßliche Voraussetzung des sogenannten „Ruhhandels,“ d. h. für die Benachteiligung der Landwirtschaft durch die Flottenvermehrung, zu bringen. Sie sind so vollständig gescheitert, daß man eigentlich von jetzt ab die Wiederholung der Behauptung rundweg als Lüge bezeichnen müßte, daß jedenfalls aber für den ehrlich konservativen Patrioten die Pflicht erwächst, wo und wie immer er es vermag, ihre weitere Verbreitung im Volk zu bekämpfen und, wo sie schon Wurzel gefaßt hat, für ihre Ausrottung zu sorgen. Der Einwand, die bei der Flottenvermehrung nötige stärkere Aushebung von Mannschaften für die Marine werde die Arbeitsnot in der Landwirtschaft verschärfen, wurde vom Staatssekretär Tirpitz leicht durch den Nachweis ad absurdum geführt, daß der Mehrbedarf an Marinemannschaften etwa fünfhundert im Jahre betragen werde, was bei der Jahreszunahme der Bevölkerung um weit mehr als das Tausendfache so viel wie nichts bedeute. Ebenso wurde die Behauptung, der vermehrte Schiffsbau werde noch mehr Arbeitskräfte von der Landwirtschaft weg zur Industrie führen, als völlig unbegründet nachgewiesen, und die Vertreter der Mehrheitsparteien ließen ihn schließlich selbst fallen. Es liegt ja auch auf der Hand, daß man in der nächsten Zukunft viel eher ein langsameres Tempo im sogenannten industriellen Aufschwung als eine Beschleunigung zu erwarten hat. Die Agrarier selbst wissen nicht genug von dem „Krach“ in der Industrie zu reden, der bald beginnen müsse. Das Mehr an Schiffbauarbeit, das die Flottenverstärkung erfordern würde, könnte im Fall des Krachs nur erwünscht sein, wenn es überhaupt der so gewaltig anschwellenden Masse der Arbeitskräfte im Reich gegenüber in Betracht käme. Tatsächlich fiel die Fabel von der Verschärfung der